Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 13

Artikel: Der Untergang eines Indianerstammes

Autor: Werner Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639507

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bequemer Mitbewohner, denn er machte von der ihm hier zur Verfügung stehenden Häuslichkeit fast nur in den späten Nacht- und Morgenstunden Gebrauch, da er seine Geschäfte am Tage in seiner Office und bis reichlich nach Mitternacht in den verschiedenen Bars und Spielsalons abschloß.

Die kleine May war in ihre frühere Wohnung zurückgekehrt. Escher aber, dessen Mittel durch die kostspielige Reise nach dem Glenn Creek so in Anspruch genommen worden waren, daß er zur größten Sparsamkeit genötigt war, hatte ein Anerbieten Schmidts angenommen, seine Hütte als dritter Hausgenosse mitzubewohnen.

Die Beratung betraf natürlich den Betrug, dem Escher und die kleine May zum Opfer gefallen waren, und die Maßnahmen, die sie dagegen ergreifen konnten. Die Kunde davon war bereits wie ein Lauffeuer durch die Stadt gedrungen und hatten überall und besonders unter den Gästen des Pavillon-Theaters, die größte Empörung hervorgerufen. Niemand zweifelte daran, daß es sich um einen Betrug handelte, denn solche Dinge hatten sich schon zu oft ereignet, um einen Zweifel zu rechtfertigen. Bisher hatten sie sich aber immer nur gegen gleichgültige Personen mit nur einem geringen Anhang von Freunden und Bekannten gerichtet, die für die Oeffentlichkeit in dem Taumel des Goldfiebers wenig Interesse hatten. Immerhin hatten sie durch ihre Häufigkeit und die Vielgestaltigkeit der angewandten Methoden allmählich doch einen allgemeinen Unwillen erzeugt, der schon längst zu einer Eruption geführt hätte, wenn den einzelnen Gruppen der Unzufriedenen und Betroffenen ein Führer entstanden wäre, der sie gesammelt hätte zur gemeinsamen Abwehr der Korruption. Das kam deutlich zum Ausdruck, als sich jetzt die Kunde von dem gegen die kleine May verübten Betruge verbreitete. Die kleine May, ein junges, unerfahrenes Mädchen, dem jeder wohlwollte. No, Sir, das geht zu weit. Schließlich gibt es auch für Gauner Grenzen, die sie zu respektieren haben. Zeit, daß der Sache ein Ende gemacht wurde.

Eschers Name wurde dabei kaum genannt, als höchstens unter der Zahl derjenigen, die ebenfalls Opfer des „Systems" geworden waren und von denen jeder in der Lage war, ganze Listen anzuführen. (Fortsetzung folgt.)

Die Tiere.

Seit Kindheit bin mit jedem Tier
Befreundet ich und gut bekannt.
Sie kamen alle gern zu mir
Und fraßen oft aus meiner Hand.

Zwei Jahre war die alte Kröte
Verschwistert mir, wir saßen dann auf einem Stein.
Sie fing sich Schnecken, bis die Abendröte
Versank. Es war so gut, mit ihr allein zu sein.

Von Menschen will ich keine Bindung tragen,
Ich scheu zurück vor jeder warmen Hand.
Und wer mich sucht, der muß die Tiere fragen:
Bis jetzt noch keines Red und Antwort stand.

Tony van Eyck.

Der Untergang eines Indianerstammes.

An der Westküste von Mexiko, einige Meilen von der Kalifornischen Halbinsel, liegt im Pazifischen Ozean die kleine Insel Tiburon (Haifisch). Auf diesem Flecken Erde spielt sich gegenwärtig ein Vorgang ab, der in der Geschichte des Vordringens der weißen Rasse in Amerika wenigstens einige Worte der Erinnerung beanspruchen darf.

Der Stamm der Seris-Indianer war zur Zeit des Kommens der Weißen ein machtvolles Volk, das in der Gegend des heutigen Staates Arizona sein friedliches Auskommen suchte. Zu ihrem Unglück bewohnten sie Ländereien, um deren sie von den neuen Ansiedlern beneidet wurden, und sie sahen sich genötigt, wenn auch erst nach blutigen Kämpfen, ihr Eigentum preiszugeben.

Lieber als sich friedlich zu ergeben und wie so viele andere Indianerstämme sich auf eine Reservation zurückzuziehen, zogen sie es vor, sich durch eine Flucht nach Westen zu retten. Von einem Orte zogen sie nach dem andern, konnten aber den Vormarsch der amerikanischen Pioniere nicht hemmen und befanden sich endlich an der Küste des Meeres. In ihrer Verzweiflung bauten sie Floße und stießen vom Lande ab. Ihre Zahl und ihre Habe waren in einem solchen Maße zusammengeschmolzen, daß sich diesem, ihrem letzten Unternehmen, keine unüberwindbaren Schwierigkeiten darboten. In der Ferne winkten die unbevölkerten Gestade einer unfruchtbaren Insel, und dorthin steuerten sie ihren Kurs. Dort sind sie, wie in vergangenen Jahren, wieder zu den friedlichen und freundschaftlichen Menschen geworden, die sie ehemals waren.

Der Weiße hatte für ihre neue Heimat keine Verwendung, und so wurden die Seris nach und nach völlig vergessen. Der stolze Indianer vergaß aber die Ungerechtigkeiten, die ihm von seinen weißen Brüdern angetan wurde, nicht. Nicht nur war er auf dem Festlande seiner erträglichen Jagdgründe verlustig geworden, sondern europäische Kultur hatte auch Krankheit und Seuche unter seinem Stamme gesät. Seine Zahl ist heute auf hundert Köpfe zusammengeschmolzen.

Die Seris haben sich entschlossen, ihren Stamm aussterben zu lassen. Sie sind ihrer Armut und Verseuchung müde, sie sehen keine Zukunft für ihre Nachkommen, und stolz auf ihre ruhmreiche Vergangenheit haben sie sich untereinander geschworen, daß sie keine Nachkommen mehr in diese ihre armselige Welt stellen würden.

In den mondlosen Nächten versammeln sie sich auf einer Ebene, nahe der Ostküste, und wiederholen dort Szenen und Tänze, die ihnen eigen waren zu einer Zeit, als ihr Volk noch nach Tausenden zählte. Sie kleiden sich in ihre Pelze und in ihren kupferfarbigen Händen tragen sie alte, längst ungebrauchte Bogen und Pfeile. So tanzen sie um einen Pfahl herum, an dem ein vertrockneter Skalp eines weißen Mannes hängt. Die alten Kriegstänze, sowie die religiös-zeremoniellen Tänze ihrer Vorfahren erleben sie wieder und wieder, und der eintönige Ton der Tom Toms klingt geisterhaft in die stockdunkle Nacht. Dabei bitten sie ihre Götter, den Weißen zu strafen, aber nach und nach ermüdet, versammeln sie sich um ihren alten Häuptling, Juan Tomas, und unterbreiten ihm ihren Eid, für immer kinderlos zu verbleiben. Der Bruch dieses Eides soll mit der Verbannung nach Mexiko bestraft werden, damit sich dort das Blut des Meineidigen vermische und verliere.

Juan Tomas aber hat Glauben in seine Untertanen, denn er kennt sie, hat mit ihnen die Armut der letzten Zeit getragen, und seine Leute schauen zu ihm auf als ihren Führer. Juan ist ein alter, weißhaariger Mann; die Jahre und die Verantwortung haben schwer auf ihm gelastet, und seine Rede ist kurz und ohne Schnörkel.

Nach der Ursache dieses freiwilligen Rassenselbstmordes befragt, antwortet er traurig und mit brechender Stimme:

„Wir gingen hierhin und wir gingen dorthin, aber immer war der weiße Mann hinter uns. Er hat uns in das Meer getrieben, er hat uns in die Wüste verbannt."

„Wenn wir sterben, kann er auch unsere Insel Tiburon haben. Sie ist alles, was uns verblieben ist."

Gelehrte, die vor einiger Zeit von Tiburon zurückgekehrt sind, glauben, daß der Stamm der Seris dem Untergange geweiht ist, ob dieser Selbstmordeid von den jüngeren Mitgliedern des Volkes gehalten wird oder nicht. Es verbleiben heute nicht mehr denn zwanzig dieser Menschen unter dreißig Jahre alt, und angesichts der rasch wachsenden Todeszahl wird es nur eine kurze Zeit sein, bis Tiburon wieder unbevölkert und unbeschützt den Stürmen des „großen Wassers" preisgegeben sein wird.

Paul Werner.

Feste Feste.

Zur Kalenderreform von Anton Petzold.

Kalender ist ein Fremdwort, Kalender-Reform sogar ein doppeltes. Kein Wunder, wenn auch die Sache „Kalender-Reform" für Millionen Zeitgenossen, wie man so zu sagen pflegt, ein Buch mit sieben Siegeln ist. Das Problem wird freilich auch nicht leichter, wenn man neuerdings das Fremdwort „Kalender" zu verdeutschen und etwa mit „Jahresweiser" zu übersetzen versucht hatte: „Abreiß-Jahrweiser" z. B. wird man allenfalls schreiben, aber bestimmt nicht ohne Schwierigkeiten aussprechen können ....

Heutzutage, da man Geschwindigkeiten und Zeitabläufe schon nach Zehnteln einer Sekunde berechnet, begreift man kaum noch, daß die Einteilung der Zeit in Jahre und Jahreszeiten, und gar erst in Monate, vor verhältnismäßig nicht allzufernen Zeiten noch das Geheimnis der Priester und Magier, also alles andere als „populär" war. Als Romulus, bekanntlich einer der Vorgänger Mussolinis, das Jahr, mit dem März beginnend und dem Dezember abschließend, in zehn Monate teilte, da mußte schon kaum ein halbes Jahrhundert danach Numa Pompilius zwei weitere Monate, den Januar und den Februar, hinzufügen. Aber das „Volk" kümmerte sich offenbar recht wenig um die „neue Mode" des Kalenders und rechnete noch Jahrhunderte lang lieber nach Konsulaten und Priesterschaften. Die Schwierigkeiten lagen schon damals auf rein astronomischem Gebiete und die ganzen sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt gelang es nicht, die Mond = „Monde" dem Sonnenjahr richtig anzupassen. So daß man erzählt, Julius Cäsar habe eines schönen Tages, als nach dem Kalender eben das Winterquartal begann, zum Fenster hinausgesehen und dabei festgestellt, daß — — draußen der Frühling seinen Einzug hielt! Worauf er sich einen ägyptischen Astronomen, namens Soxigenes, verschrieb, um die erste einschneidende Kalender-Reform auszuarbeiten, einen Kalender, der mit der Sonne und den Jahreszeiten einigermaßen übereinstimmen und so von allen Menschen sollte verstanden werden können: den Julianischen Kalender!

Der neue Kalender führte schon ein in 12 ungleiche Monate untergeteiltes Jahr von 365 Tagen und alle 4 Jahre ein Schaltjahr, bezw. einen Schalttag, ein. Aber auch das wollte noch nicht mit den Sonnenzyklen übereinstimmen. Man hatte nicht gewußt, daß das Sonnenjahr nicht, wie man annahm, 365½ Tage zählt, sondern nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und 49 Sekunden. So mußte im Verlauf der folgenden Jahrhunderte die Frühlings Tag- und Nachtgleiche auf ein immer früheres Datum fallen und 1582 kam es zur zweiten großen Kalender-Reform durch Papst Gregor XIII. Der neue, noch jetzt in fast allen Kulturländern geltende sogenannte Gregorianische Kalender verkürzte das Jahr 1582 um 10 Tage, ließ drei von jeden vierhundert Jahren nicht Schaltjahre, sondern normal sein, brachte eine sorgsam ausgearbeitete Methode der Feststellung des Osterdatums und machte offiziell den Januar statt des März zum ersten Monat des Jahres.

Nun ist auch der Gregorianische Kalender veraltet und hätte sich wahrscheinlich schon längst eine Umgestaltung gefallen lassen müssen, wenn nicht die dazu erforderliche internationale Verständigung so schwer wäre. Rechtliche, wirtschaftliche und soziale Unzuträglichkeiten und Unmöglichkeiten haben sich herausgestellt und sind ganz allgemein anerkannt worden. Eines der Hauptprobleme ist die Festlegung des Osterfestes und damit einer ganzen Reihe der übrigen Feste, die im täglichen Leben eine Rolle spielen. Manchmal haben wir Ostern im März zu feiern, manchmal im April — augenblicklich liegt das Osterdatum zwischen dem 22. März als frühestem, und dem 25. April als spätesten Termin —, das Jahr ist nicht genau in Wochen teilbar, einzelne Daten fallen daher von Jahr zu Jahr niemals auf denselben Tag. Der gleiche Monat kann in verschiedenen Jahren 4 oder 5 Sonntage haben, und die Zahl der Arbeitstage ist in aufeinanderfolgenden Monaten immer verschieden. Manchmal gibt es 52, manchmal 53 Löhnungstage im Jahr und Zahlungs- und Vertragsfristen sind zumeist immer noch eine — „astronomische" Aufgabe.

So haben sich denn, in Amerika zuerst, aber auch in England, Deutschland, Frankreich, in der Schweiz, in Belgien und Griechenland, große Organisationen zur Förderung und Propagierung eines neuen Kalenders gebildet, an der Spitze, als größte und aktivste, mit Zweigstellen in aller Herren Länder, die „National Calender-Association" in London. Seit 1923 beschäftigt sich aber auch der Völkerbund mit diesen Dingen und hat einen eigenen Ausschuß dafür eingesetzt, dem in den letzten zehn Jahren weit über hundert verschiedene Reformvorschläge zur Prüfung vorgelegen haben und der vor wenigen Wochen wieder einmal versammelt war. Uebriggeblieben von allen diesen Vorschlägen sind eigentlich nur zwei, die nun zur Wahl stehen. Der eine sieht ein Zwölf-Monate-Jahr mit gleichen Quartalen vor, der andere ein 13-Monate-Jahr mit gleichen Monaten. Nach der allerjüngsten Uebersicht dürfte aber auch zwischen diesen beiden Möglichkeiten die Entscheidung bereits gefallen sein: die weit überwiegende Mehrheit der Sachverständigen, der Interessenten und der Nationen hat sich für den ersten der Pläne, d. h. für das neue Zwölfmonate-Jahr ausgesprochen. Darnach soll künftig jedes Quartal 91 Tage umfassen. Der erste Monat eines jeden Quartals soll 31 Tage zählen, die beiden anderen je 30 Tage. Der erste Tag eines jeden Quartals, also auch eines jeden Jahres, wird ein Sonntag sein, der zweite Monat eines jeden Quartals wird mit einem Freitag beginnen. Der Tag, der auf den letzten Dezembertag, also den 30. Dezember, folgt, ist ein Feiertag und erhält einen besonderen Namen, etwa „Altjahrsabend". In ähnlicher Weise sollen die Schaltjahre einen besonderen, auf den 30. Juni folgenden, gleichfalls als Feiertag geltenden Schalttag erhalten. Wenn irgend möglich, soll die Einführung des neuen Kalenders bereits mit Beginn des Jahres 1939 erfolgen, weil 1939 ohnehin mit einem Sonntag anfängt.

Mit dieser Neuordnung des Kalenders wäre auch endlich die langerstrebte, übrigens grundsätzlich auch von kirchlicher Seite nicht abgelehnte „Festlegung des Osterfestes" mit allen ihren Folgen erreicht. Das Osterfest würde dann ein für allemal auf den 15. April, das Pfingstfest regelmäßig auf den 3. Juni, der erste Adventsonntag immer auf den 26. November fallen, der Heilige Abend würde immer ein Sonntag sein und alle Geburtstage, Ehejubiläen und andere privaten und offiziellen Gedenktage würden stets auf den gleichen Wochentag treffen. Ein Sonntagskind bleibt ein Sonntagskind — — sein Leben lang!